

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 277 Bydgoszcz / Bromberg, 3. Dezember 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

(17. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Pablo Martinez wird unruhig. Er hat gewußt, daß Porfirio Legueiro kein leichter Gegner ist, aber diese meisterhafte Beherrschung einer unerwarteten, fast verlorenen Situation, hat er ihm nicht zugetraut. Er fühlt, wie das Heft der Verhandlungen langsam seiner Hand entgleitet.

„Um nun endlich zur Sache zu kommen", beginnt der Indio in leichtem Plauderton, „muß ich feststellen, daß meine Company anscheinend einem ungeheuerlichen Betrug zum Opfer gefallen ist. Ich will Ihnen der Reihe nach meine Bemühungen um das bewußte Territorium schildern. Wir haben uns dafür schon interessiert, als John Dodson noch in Tampico war und die Option erworben hatte. Die Verhandlungen kamen damals leider zu keinem Ergebnis und unsere Company wandte sich anderen Interessegebieten zu. Wir knüpften bereits Fäden mit Venezuela an, nicht wahr, Mister Bloomfield" — die Null im Hintergrund nickt erschrocken und dienstbeflissen: „Jawohl, Herr Präsident!" — „als wir erfuhren, daß der arme Dodson einer Schießerei da oben an der Grenze zum Opfer gefallen war."

Jensen legt widerwillig die Friedenszigarre weg, hebt mit einem Ruck den Kopf und sucht in dem Gesicht des Indios eine Spur von Verlegenheit oder Falschheit. Doch er findet nur einen leisen Schatten des Bedauerns und Mitleids auf der undurchdringlichen Maske. In die Gedanken der beiden Freunde aber schiebt sich immer breiter und breiter ein Zweifel: kann dieser Mann wirklich der Mörder Dodsons sein?

„Durch diese Nachricht war unser Interesse für die Option wieder neu erwacht, doch erfuhren wir auf unsere Anfrage in Mexiko City, daß sie testamentarisch den Herren Victor Kroll und Frank Leßner übertragen worden sei. Ich sandte sofort einen verläßlichen Vertrauensmann nach Nogales, um mit den beiden Erben in Verbindung zu treten, erhielt aber die Verständigung, daß die beiden verschwunden seien. Mühsame, langwierige Nachforschungen entlang der Grenze, unterstützt durch eine Notiz im Wilcoxer Boten, brachten die Nachricht, daß die beiden einem Autounfall zum Opfer gefallen waren, eine Nachricht", — schnitt er mit erhobener Stimme einen Einwurf des Anwalts ab — „die für mich durch die amtlichen Totenscheine zur Gewißheit werden mußte."

„Amtliche Totenscheine!" donnert Jensen in die wohlbedachte Rede, reißt ein Telegramm aus der Tasche und wirft es auf den Schreibtisch. „Da lesen Sie!"

Legueiro nimmt mit einer Hand das Formular und liest halblaut: „Totenscheine auf Namen Victor Kroll und Frank Leßner hierorts amtlich nicht ausgestellt stop muß Fälschung sein stop Andrew, Sheriff." Die beiden Totgesagten lassen die schmale, ringgeschmückte Hand, die das Papier hält, nicht aus den Augen. Sie zittert nicht, klar und scharf hängt das inhaltschwere Blatt Papier in der Luft. — Kann dieser Mann den Mörder gedungen haben?

„Natürlich ist es eine Fälschung gewesen!" Legueiro schlägt das Blatt auf den Schreibtisch und springt auf. „Wie man sich täuschen kann! Ich hätte geschworen, daß mein Vertrauensmann, José Mejia, ein ehrlicher Mann sei. Jetzt kann ich es auch verstehen, warum er sich das Honorar für seine Bemühungen nach Nogales senden ließ, warum er seither spurlos verschwunden ist."

„Wie — wie hieß Ihr Vertrauensmann?" klammert sich Martinez verzweifelt an seine zweite Waffe, die den entscheidenden Stoß führen sollte und die nun plötzlich in seiner Hand stumpf und wertlos geworden ist.

„José Mejia, ich sagte es doch!"

„Sie standen doch auch in Verbindung mit einem gewissen Ashly!"

„Ashly? Ashly? Warten Sie, dieser Name . . . ja richtig! Der Mann hat mir einmal im Hotel Miramar aufgelauert und wollte mir eine Information um teures Geld verkaufen. Ich ließ ihn natürlich hinauswerfen. Glauben Sie mir nicht? Lassen Sie ihn doch herholen, er wird bestimmt noch in Tampico sein."

„Ashly ist tot, er wurde ermordet!" fährt Jensen wieder dazwischen.

„So!" staunt Legueiro, „schade, da müssen Sie wohl mir allein glauben."

Don Porfirio setzt sich wieder in seinen Sessel, holt wählerisch eine dicke Havanna aus dem Kistchen, zündet sie gemächlich an, schenkt sich ein halbes Glas Whisky ein. Er ist mit sich zufrieden. Den ersten Teil seiner Aufgabe hat er glänzend gelöst, unantastbar, als bedauernswertes Opfer eines Betrügers steht er vor den vier Anklägern. Er zweifelt keinen Augenblick, daß ihm auch seine zweite, entscheidende Aufgabe, die Rückgewinnung des verlorenen Öllandes, gelingen wird. Er kennt jetzt seine vier Gegenspieler. Der berühmte, gewiegte Licenciado Pablo Martinez ist unsicher geworden und deshalb ungefährlich. Mit Jensen aber ist noch zu rechnen. Wohl ist die Überrumpelung gelungen, aber das feine Gefühl des Indios spürt noch einen Rest der alten Feindschaft, ein schlagbereites Lauern auf jede Blöße, die er sich geben würde. Bleiben noch die beiden Neulinge. Legueiro hat den Wechsel in ihrem Mienenspiel wohl bemerkt, hat den Zwiespalt ihrer Gedanken wohl erraten. Hier, sagt ihm seine geschulte Menschenkenntnis, hier klafft eine Bresche, hier mußt du ansetzen!

„Ich werde diesen bedauerlichen Irrtum natürlich richtigstellen lassen", wendet er sich mit seinem gewinnendsten Lächeln an die beiden Freunde, „morgen schon sind Sie wieder Inhaber Ihrer Option. Ich telegraphiere sofort . . ."

„Nicht nötig, Herr Präsident", Martinez freut sich, auch einmal eingreifen zu dürfen, „ich habe den Schriftsatz der Richtigstellung mitgebracht und bitte um Ihre Unterschrift!" Er legt das Blatt mit einer Verbeugung vor Legueiro, dieser unterschreibt, auch Bloomfield zeichnet als Vizepräsident.

„Ich danke, meine Herren!" Martinez schiebt das Schriftstück in seine Aktentasche. „Damit ist unsere Besprechung zu Ende, wir danken für die erschöpfenden Aufklärungen und —"

„Halt, halt, Señores! Behalten Sie doch Platz! Nachdem diese leidige Sache nun klargestellt ist, möchte ich einen Vorschlag unterbreiten, der Ihnen große Vorteile sichert. Haben Sie, meine Herren", — er spricht nun ausschließlich zu den beiden Optionsbesitzern — „haben Sie schon einen Beschluß gefaßt über die Verwertung Ihrer Rechte?"

„Eigentlich — eigentlich noch nicht ganz", schnappt Frank Leßner zu.

„Wieso nicht!? poltert Jensen dazwischen. „Es ist doch alles schon beschlossen. Ich verstehe nicht, wie Sie —"

„Lassen Sie mich reden meine Herren", legt sich der Anwalt ins Mittel, „es ist ja kein Geheimnis und ich kann Ihnen, Herr Präsident, ruhig mitteilen, daß zur Ausbeutung des Tantajuca-Territoriums eine neue Company in Gründung ist, deren Interessenvertretung ich übernommen habe."

„Und ich glaube, Sie werden dem Interesse Ihrer Klienten am besten dienen, wenn Sie meinem Vorschlag einer Vereinigung mit der Vulkan Company das Wort reden."

„Ausgeschlossen!" schreit Gustav Jensen, ehe Martinez noch antworten kann, „ich als Direktor der neuen Company bin entschieden dagegen. Und ich glaube Herr Legueiro, Sie würden sich auch kaum mit einer Company vereinigen, die den Namen „John Dodson Company" führt."

„Warum nicht?" Legueiro zuckt verständnislos und erstaunt die Achseln. „Namen tun doch nichts zur Sache! Um so mehr als die Vorteile für die junge Company ganz ungeheuer wären. Hören Sie", wendet er sich wieder an die beiden Deutschen, „Ihre Vorteile: Die Vulkan Company hat in gutem Glauben auf ihre Rechte schon alle Vorbereitungen zur Ausbeutung dieses Öllandes getroffen. Wir bekommen um den äußerst günstigen Preis von fünfzigtausend Goldpesos eine zehnjährige Pacht von den Besitzern der Grundstücke. Der Gouverneur von Verakruz, ein guter Freund, hat mir den Bau der notwendigen Zufahrtstraßen auf Staatskosten zugesagt. Wir stehen in aussichtsreichen Unterhandlungen mit der Huesteca wegen Ankaufs ihres Materials im Gebiet von Alamos. Durch meine weitreichenden Beziehungen würde ich mexikanische Öltankdampfer für den Anfang billig geliehen bekommen. Ich bin imstande, die Bohrbewilligung von der Regierung nicht nur für den ersten Brunnen, sondern für das ganze Gebiet in wenigen Tagen zu erhalten. Ich als Abgeordneter bekomme die besten, arbeitswilligsten Kräfte. Bedenken Sie das, meine Herren", fährt er mit erhobener Stimme eindringlich fort, „alle die unschätzbaren Vorteile, die nur einer mexikanischen Company zugute kommen, würden Ihnen durch eine Interessengemeinschaft von selbst in den Schoß fallen. Außerdem biete ich Ihnen" — sein forschender Blick sieht zwei Augenpaare erwartungsvoll auf sich gerichtet — „biete ich Ihnen je zwölf Prozent Beteiligung, das sind achtzehn Cents pro Tonne Rohöl."

„Bluff!" springt Jensen auf und zerreißt die wohlberechnete Kunstpause, die all die schillernden Versprechungen ausschwingen soll. „Glaubt ihm doch nicht!" fährt er auf die beiden Optionsbesitzer los, die Legueiro aus ihren Statistenrollen nach vorn ins grellste Rampenlicht gerissen hat, „laßt euch doch nicht betören von diesem Scharlatan! Bluff, Schwindel ist das alles!"

Langsam steht auch Legueiro auf, stützt die Hände auf den Schreibtisch, streift den erregten Contractor mit einem geduldigen verzeihenden Blick und wendet sich dann den beiden Freunden zu, die unschlüssig zwischen den zwei Feuern stehen. „Amigos" — sein Gesicht ist eitel Wohlwollen und Hochachtung — „ich denke doch, daß die Entscheidung über die Option, die Ihr ausschließliches Eigentum ist, auch nur Ihnen obliegt und nicht jenem Herrn. Und als kluge Männer werden Sie den Vorschlag annehmen, der für Sie die größeren Vorteile bringt."

„Aber die beiden sind noch verdammt grün im Ölgeschäft" platzt Jensen mit einer wegwerfenden Handbewegung hinein, „die haben —"

„Mister Jensen!" schneidet eine scharfe, ärgerliche Stimme den beleidigenden Einwurf ab, „mein Freund Kroll und ich sind acht Jahre in Amerika und Männer genug, um Vorteile wahrzunehmen, die Sie uns nicht bieten können oder wollen!"

Mit offenem Mund starrt Jensen ungläubig den unerwarteten Gegner an. „Narr, verdammter Narr!" murmelt er kopfschüttelnd, packt den Licenciado am Arm und zieht ihn hoch. „Kommen Sie, Doktor, ich hab' genug von der Sache, wir haben hier nichts mehr zu suchen. Wenn das der arme Dodson wüßte!"

Die beiden gehen zur Tür, aber schon ist Kroll bei ihnen. „Bleiben Sie, Jensen! Ich habe ja auch noch ein Wort mitzureden und will unbedingt Ihre Meinung hören. Sie haben die Vorschläge des Herrn Präsidenten als Bluff, als Schwindel bezeichnet. Bitte sprechen Sie frei und offen!"

Über das triumphierend lächelnde Gesicht des Präsidenten geht ein nervöses Zucken. Der Sieg schien schon zum Greifen nahe, aber nur einer hat auf den goldenen Köder angebissen. Doch immer noch hofft er auf den endgültigen Erfolg, kämpft die innere Unruhe nieder, als Jensen ihm gegenüber wieder Platz nimmt.

„Ich bin jetzt zehn Jahre in Tampico, habe den Ölrausch in Mexiko mitgemacht, kenne jede Compapny, kenne fast jeden Brunnen, der in Tamaulipas und Verakruz gebohrt wurde. Und ich als einer der ältesten Ölfachleute hier in Mexiko weiß, daß das Angebot dieses Herrn ein Bluff sein muß. Keine Company kann einem Teilhaber, der ohne Kapital kommt, zwölf Prozent brutto geben, und schon gar nicht die Vulkan Company. Vulkan Company!" höhnt er in das verzerrte Gesicht des Indios, „Marmorportal, goldene Lettern, tönende Zeitungsfanfaren — nach außen. Und in Wirklichkeit? Eine Ruine, hohl, morsch, mit tiefen Rissen in den Mauern! Am Rande des Abgrunds, mit Verzweiflung nach dem letzten Strohhalm greifend. Und dieser Strohhalm seid ihr!" brüllt er die beiden Freunde an, „der Strohhalm, der neues Geld, neues Kapital, der neues Leben in diese Ruine bringen soll, ist eure Option. Die Company hat schon Geld aufgenommen, Geld zu drückenden Bedingungen, und darum muß, muß sie die Option haben! Denn das Geld wurde verbraucht, um alte, dringende Verpflichtungen abzudecken. Sobald die Geldgeber erfahren, und ich werde dafür sorgen, daß sie es erfahren, daß die Option der Vulkan Company rückgängig gemacht wurde, dann verlangen sie ihr Geld zurück, die Vulkan Company ist ruiniert, und ihr Präsident, der „Herr Deputado", kommt als Betrüger vor Gericht. So sieht die Vulkan Company aus! Darum muß sie um jeden Preis die Option haben. Darum bietet sie euch achtzehn Cents pro Tonne!"

Jensen steht auf, dunkelrot im Gesicht. „Ich bin fertig!" Mit ein paar langen Schritten ist er an der Tür. Martinez folgt ihm gehorsam. Vic packt den noch immer zögernden Freund energisch bei der Hand. „Komm!" Aber Frank schüttelt ihn brüsk ab, tritt zum Chef der Vulkan Company und reicht ihm die Hand: „Bis auf weiteres, Don Porfirio! Sie werden noch hören von mir."

(Fortsetzung folgt.)

Schach in der Arena.

Erzählung von Marina Thudichum.

Christian stand vor der Plaza de Toros in Toluca und wischte sich mit dem Hemdärmel den Staub von der Stirn. „Erster Juni 1890“ murmelte er, „heut hat Katharina Geburtstag.“

Ein Lächeln ging über das magere braune Jungensgesicht. Seine Augen sahen verträumt in den blauen mexikanischen Himmel hinein, als könnte sich aus ihm plötzlich und beglückend die ferne deutsche Heimat niedersenken: Das Dorf, die Weiden und Wälder, die gute Mutter, die ihre sechs Buben so über alles in der Welt liebte und das jüngste Schwesterchen Katharina dazu.

Sieben Jahr wurde Katharina heute alt, und der Vater legte ihr sicher die Hände aufs Haar, wie er es ihm, dem Christian, auch immer getan hatte am Geburtstag: „Bleibe ein gutes Kind . . .“

Das Lächeln verschwand aus dem Jungensgesicht. Christian biß die Zähne aufeinander. Was der Vater sich unter einem guten Kind vorstellte — Christian wußte es genau. Der Vater war ehrsam und unerbittlich streng, Spiel, Tanz und Theater hielt er für sündhafte Dinge. Da war eines Tages ein Landschaftsmaler ins Dorf gekommen, dem hatte Christian die schönsten Plätze in der Umgebung gezeigt. Dafür hatte er den Jungen das Schachspiel gelehrt.

Von der ersten Stunde an hatte Christian das Spiel gefangengenommen. Eine neue Welt war ihm erstanden, eine geheimnisvolle und wunderbare Welt, in der es nicht auf die Kraft der Hände, sondern auf die Überlegenheit des Geistes ankam.

Christian hatte schwere, harte Hände, denn Christian war Schmiedelehrling, und seine Faust umspannte den Hammer gut.

Der Maler staunte über den Jungen, der ihm vom schüchternen Anfänger zum ebenbürtigen Gegner erwuchs. Zum Abschied schenkte er ihm ein Schachbrett und ein Kästchen mit Figuren.

Es fiel dem Meister auf, daß Christians Gedanken nicht mehr so wie früher bei der Arbeit waren. Und als der alte Schmied hinter das Schachspiel kam, das der Junge während der Arbeit in einem Winkel der Werkstatt zu verbergen pflegte, sagte er es Christians Vater.

Der Vater nahm das Brett und schlug es dem Jungen um die Ohren. Der Junge riß es ihm aus der Hand, stopfte es ins Ränzel und ein Hemd und das Kästchen mit den Figuren dazu und sagte: „Ich geh!“ und ging dann wirklich ohne Abschied von der Mutter, den Brüdern und dem Schwesterchen Katharina.

Er schlug sich durch. Oftmals, wenn ihm alles bitter und unerträglich schwer wurde, fragte er sich, wie er eigentlich zu diesem furchtbaren, verbissenen Trotz gekommen war. Oft dachte er an das Wort, das der Vater ihm nachgerufen hatte: „Hilf dir nur selbst mit deinem Schachbrett!“

*

Vor ihm lag die Plaza de Toros. Große bunte Zettel verkündeten in Riesenschrift den Beginn des heutigen Stierkampfes. Christian schüttelte sich, ihn dauerten die Stiere und die armen Pferde. Wie glücklich war er immer, wenn sie die Ackergäule zum Beschlagen in die dörfliche Schmiede brachten. „Arme Tiere!“ murmelte Christian.

„Du bist wohl ein Deutscher?“ fragte jemand in klingendem Spanisch. Christian fuhr aus seinen Träumen auf. Hinter ihm stand ein schlanker, großer Mann, der ihn aus dunklen Augen neugierig beschaute.

„Ja“, sagt Christian verwirrt, erst deutsch, dann spanisch, denn es kam ihm jetzt erst wieder zum Bewußtsein, wo er sich befand.

„Du möchtest wohl gern den Stierkampf sehen und hast kein Geld?“ fragte der andere wieder.

„Nein“, sagte Christian, „ich will nicht in den Stierkampf.“

„Und warum nicht?“

„Weil es mich nicht freut, wenn ein Tier gequält wird.“

„Du kannst wohl kein Blut sehen?“

„Ich fürcht' mich nicht.“

„Dann komm doch!

Christian stand und schaute mit zornigen Augen auf den Mann. Seine Hände spielten mit dem Riemen seines Ränzels. Da glitt es ihm von der Schulter, und das Schachbrett rutschte heraus. Der Fremde bückte sich danach und lächelte. „Also solcherart ist das Spiel, das du liebst“, sagte er. „Willst du eine Partie mit mir wagen?“

„Sicher — ja —“, sagte Christian fest erfreut, es stieg sogleich wieder das Feldherrngefühl in ihm hoch.

„Wir wollen in der Arena spielen — mitten in der Arena“, sagte der Fremde lächelnd. „Da bin ich zu Hause, weißt du. Ich bin ein Matador. Weißt du, was das ist?“

„Ja“, sagte Christian und folgte dem Fremden in die Plaza de Toros.

Ein kleiner Indianerjunge fegte den Sand in der Arena glatt. Als er den Matador erblickte, murmelte er einen Fluch zwischen den Zähnen. Er hielt mit der Arbeit inne und lauschte zu Christian und dem Spanier hinüber. Seine Augen funkelten unter den herabgelassenen Lidern vor Haß und Neugier.

Der Spanier ließ sich in den Sand der Arena nieder. Christian setzte sich ihm gegenüber. So hockten sie Knie gegen Knie, und auf ihre Knie legten sie das Schachbrett. Christian begann, die Figuren aufzustellen.

„Es könnte sein, ich möchte sagen, es ist schon geschehen, daß ein Stier sich losreißt und hereinstürmt, ehe die Kämpfe beginnen“, sagte der Matador langsam.

„Das mag wohl sein“, sagte Christian. „Du hast den ersten Zug.“

„Man hört die Hufe erst gar nicht auf dem Sand“, fuhr der Fremde fort. Christian nahm einen Bauern und zog.

Der Fremde ergriff einen Springer. „Du spielst gut“, sagte er. „Aber würde es dich nicht stören, wenn ein Stier uns überraschte?“

„Vielleicht“, sagte Christian und ergriff wieder einen Bauern. Des Vaters Wort kam ihm in den Sinn: „Hilf du dir nur selbst mit deinem Schachbrett!“ Ja, er wollte sich zu Ehren verhelfen damit. Zeigen wollte er, daß er mutig war, daß kein Wort ihn ängstigen konnte und keine Drohung. Der Fremde zog.

Christian nahm ihm einen Bauern. Noch einen und noch einen.

„Und wenn jetzt ein Stier käme?“ fragte der Matador.

Da geschah das Furchtbare. Durch das geöffnete Gittertor der Arena stürmte mit gesenktem Kopf ein pechschwarzer Stier. Er stürmte geradeaus auf die beiden Männer zu.

Sie sprangen auf. Die Figuren rollten in den Sand. Christian stand mit dem Schachbrett vor den Knien. Neben ihm der Spanier, genau so waffenlos und starr.

Der Stier stürmte um Haaresbreite an ihnen vorbei und bohrte seine Hörner in die Bretterwand.

Die beiden Menschen standen noch immer stumm. Der Stier wandte sich um und galoppierte zurück.

Christian erhob das Schachbrett. Es war eine Bewegung, die ihm selber lächerlich vorkam; aber sie hinderte ihn wenigstens daran, das Tier zu sehen, das ihn früher oder später hier auf die Hörner nehmen würde. Da fiel ihm ein, daß außer ihm noch ein Mensch in der Arena war, er drehte sich um.

Der Matador lag im Sand. Er schien im Lauf gestürzt zu sein. Der Stier raste wutschnaubend auf ihn los. Christian stieß einen Schrei aus und suchte unwillkürlich nach einer Waffe. Seine Hand griff das heimatliche, rotgewürfelte Taschentuch.

Christian stieß einen zweiten Schrei aus, er schwenkte das Tuch wie ein Chulo und brüllte wie besessen. Einen halben Meter vor dem Matador hielt der Stier in seinem Lauf inne und wandte sich Christian zu. Christian raste mit dem roten Taschentuch um die Arena. „Spring!“ brüllte er dem Matador zu.

Der Spanier stand und erwartete mit steinernem Gesicht einen erneuten Angriff des Stiers. Dieser wandte sich wieder von dem roten Tuch ab. Er stürzte sich auf den Matador und warf den Zurückspringenden mit der Flanke hart in den Sand. Christian schwenkte das Tuch. Dann rannte er hinter dem wütenden Tier vorbei und hob den Ohnmächtigen auf. Da sah er ein zweites rotes Tuch in der Arena flattern, ein drittes und viertes: Die Chulos waren zu Hilfe gekommen.

Christian schleppte den Matador durch die Arena, kletterte über die Schutzwand und legte den Ohnmächtigen da-

hinter. Dann lief er zurück und half den Chulos, den Stier hinauszutreiben. Denn es durfte dem Tier ja vor den Kämpfen nichts geschehen.

Als die Arena endlich leer war, lief der Indianerjunge zu Christian, warf sich vor ihm in den Sand und flüsterte: „Du solltest nicht sterben — nur er! Er hat mich beleidigt. Wirst du mich verraten?"

„Nein — tu es nicht wieder!" sagte Christian und wollte die Hände ausstrecken, um den Jungen aufzuheben. Da merkte er, daß er sein Schachbrett noch immer unter den linken Arm geklemmt hielt. Und dann fiel sein Blick auf den zerwühlten Sand.

Auf diesem Sand lag der schwarze König, dem er Schach angesagt hatte. Er hob ihn auf.

„Ich hatte nicht den Befehl gegeben, den Stier herauszulassen", sagte der Matador später zu Christian.

„Ich glaube dir", sagte Christian einfach.

„Wir müssen das Spiel noch zu Ende spielen!" Der Spanier hob schmerzlich lächelnd den verwundeten Arm.

Christian nickte. „Was hast du sonst noch gelernt?" fragte der Matador.

„Ich bin Schmied."

„Schmied? Das ist gut. Wir brauchen Schmiede. Ich werde dich morgen zu einem guten Meister bringen. Wie heißt du?"

„Christian."

Der Spanier erhob sich mühsam. Dann verneigte er sich tief:

„Wir wollen ein neues Spiel beginnen. Das alte hast du gewonnen, Don Christiano!"



Bunte Chronik



Ein Ehepaar lebt auf einem Vulkan.

Dr. T. A. Jaggar, der berühmte amerikanische Geologe, lebt seit 25 Jahren am Kraterrand des Vulkans Kilauea auf Hawai. Direkt vor der Tür seines Hauses liegt der tiefe Abgrund des Kraters, aus dem ständig heiße Dämpfe und Rauchschwaden aufsteigen und der auch gelegentliche Lavamassen ausspeit. „Haben Sie denn gar keine Angst, an einem so gefährlichen Platz zu leben?" fragten ihn kürzlich einige Besucher. Dr. Jaggar wies auf die üppige tropische Vegetation und die reizvolle Landschaft hin und erklärte, daß er diese Frage nicht begreife. „Denn hier ist gar nicht zu befürchten. Wenn eine Gefahr besteht, so ist es die gleiche, der auch alle Besucher von heißen Quellen und von dort befindlichen Kurorten ausgesetzt sind. Der Unterschied besteht nur darin, daß die Dämpfe des Kilauea aus größerer Tiefe herausströmen und daß kein Wasser austritt, in dem man baden kann. Für jemand, der die Vulkantätigkeit nicht genau kennt, mag es wohl gefährlich sein, hier zu leben, aber meine Frau und ich finden unser Heim hier oben eher paradiesisch als höllisch. Dr. Jaggar beobachtet die Tätigkeit des Vulkans in allen Einzelheiten, er verzeichnet jede Erderschütterung ebenso wie die Öffnung und das Sichschließen der zahlreichen Erdrisse. „Wenn man sich einmal vorgenommen hat, eine wissenschaftliche Erforschung dieser Art durchzuführen", so erklärte er, „dann bleibt einem eben nichts anderes übrig, als jahrelang die Erscheinungen an Ort und Stelle zu studieren und einen großen Teil seines Lebens auf einem Vulkan zuzubringen."

Goldfische als Beruhigungsmittel.

Der Chefarzt des Londoner Erith-Hospitals hat die Entdeckung bei verschiedenen Kranken gemacht, daß Goldfische auf die Nerven überaus beruhigend wirken. Er ließ in der Mitte des Krankenzimmers seines Spitals ein großes Glasbassin aufstellen, in dem sich viele Goldfische tummeln. Man beobachtete dann genau den Einfluß, den die Fische auf die Kranken ausübten. Die ungeduldigsten Kranken, die früher das Pflegepersonal über Gebühr beansprucht hatten und mit nichts zufrieden waren, standen nun stundenlang um das Bassin herum und schauten dem munteren Schwimmen der Goldfische zu. In Zukunft sollen alle Krankenzimmer Bassins erhalten.



Lustige Ecke



Ironie.

„Ach, liebe Frau, geben Sie mir, bitte, was! Ich habe seit gestern früh nichts gegessen."

„Hier haben Sie zwei Pfennig. Aber sagen Sie, wie ist das gekommen, daß Sie so tief gesunken sind?"

„Ich hatte denselben Fehler wie Sie, gnädige Frau: ich war — zu freigebig."

Der Ärmste.

„Du, Mann, heut abend geh'n wir aus! Und zwar wirst du mit deinen Freunden zehn Maß Bier und drei Schnäpse trinken, fünf Zigarren rauchen und Karte spielen! Ich werde es deinen Freunden schon austreiben, dich einen waschlappigen Pantoffelhelden zu nennen!"

Was dann?

Mutter (zu ihrem 15jährigen Töchterlein): „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht, mein Kind."

Tochter: „Und wenn es — die guten Buben sind?"

Fataler Trost.

Braut: „Denke dir, das Unglück, Egon! Papa hat sein ganzes Vermögen verloren."

Bräutigam: „Und darüber regst du dich auf, Liebste? 'n Mädchen wie du kriegt auch ohne Mitgift 'n Mann."

Freundschaft.

Max landet auf einer Motorradtour mit seinem Freund unfreiwillig auf einer Sägemühle. Der liebe Freund ruft entsetzt: „Max, ich glaub', du hast ein Loch im Kopf."

„Wieso? Blute ich denn?"

„Nee, aber dein ganzes Jackett ist voll Sägespäne!"

Treffend.

„Warum ließ sich denn der Pilot Schrubber mitten auf der Fahrt zur Erde nieder?"

„Er mußte einmal wohin . . ."

„Hm. Also eine Notlandung!"

Frage.

„Vater, was ist ein Friedensangebot?"

„Alles, mein Junge, von 'ner Schachtel Konfekt bis zum Pelzmantel!"

Satzlehre

„Bilde mir einen Satz, in dem die drei Formen Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft vorkommen."

„Die Eltern sind ledig. Die Eltern sind verheiratet. Die Eltern sind geschieden!"

Die Zulage.

„Ich bitte um eine Zulage. Vor acht Tagen habe ich geheiratet."

„Für Unfälle außerhalb des Geschäfts kann ich nicht aufkommen!"

Galgenhumor.

„Mensch, deine Schuhe sind ja vorn ganz entzwei!"

„Ja, meine Hühneraugen haben so 'nen durchbohrenden Blick."

Ach so!

„Vertragen Sie sich gut mit Ihrer Familie?"

„Kann nicht klagen. Ich trage meine Frau und meinen Sohn auf Händen —"

„Reizend!"

„— wir sind nämlich Parterre-Akrobaten."

Erklärlich.

„Warum haben Sie die Brieftasche, die Sie gefunden haben, nicht gleich abgegeben?"

„Es war zu spät, Herr Richter."

„Aber am nächsten Morgen?"

„Da war es erst recht zu spät — da war nichts mehr drin."

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.